

Frau van Bürck, der deutsche FDP-Chef Christian Lindner heiratete kürzlich kirchlich, obwohl er schon lange aus der Kirche ausgetreten ist. Verkommt die Kirche dadurch zur blossen Kulisse?

Es kommt darauf an, was die Beweggründe der Brautleute sind. Es passiert oft, dass Menschen aus der Kirche austreten, aber später, wenn sie heiraten oder Kinder bekommen, das Gefühl haben: Vielleicht ist da doch noch etwas. Sagt die Kirche rigoros Nein, wenn solche Personen wieder anklopfen, vergeblich sie eine Chance. Hochzeiten, aber auch Taufen und Beerdigungen sind Gelegenheiten, bei denen die Kirche zeigen kann, was sie zu bieten hat.

Ist es fair gegenüber den Kirchenmitgliedern, die jahrelang Kirchensteuern gezahlt haben, wenn Personen, die ausgetreten sind, einfach kirchliche Dienstleistungen in Anspruch nehmen dürfen?

Das kann man pragmatisch lösen. So gibt es im Kanton Aargau, wo ich arbeite, das Angebot «Leben feiern». Man findet auf der Website Pfarrpersonen für bestimmte Rituale. Für Kirchenmitglieder ist das gratis. Nichtmitglieder zahlen für eine Hochzeit im grösseren Rahmen 1700 Franken.

Die Anzahl kirchlicher Trauungen bei den Reformierten ist eingebrochen: von 18 000 im Jahr 1970 auf 2600 im Jahr 2019. Wer heiratet heute noch in der Kirche?

Leute, die kirchlich sozialisiert worden sind und an Gott glauben. Oder Leute, die das Gefühl haben, sie müssten kirchlich heiraten, damit die Familie zufrieden ist. Aber das wird immer seltener. Es gibt zum Glück keinen sozialen Druck mehr, in die Kirche zu gehen.

Sie bieten in Ihrer Freizeit auch säkulare Trauungen an. Ist es kein Problem, dass Sie das als Pfarrerin, als Repräsentantin der Kirche, tun?

Ich hatte schon Diskussionen mit Leuten, die das gar nicht toll finden. Sie haben das Gefühl, dass ich gegen die Kirche arbeite und ihr die «Kunden» wegnehme. Aber ich sehe es ganz anders: Die Leute, die nicht in der Kirche heiraten wollen, würden das ja auch nicht machen, wenn ich nicht freie Traurednerin wäre. Es ist mir wichtig, dass die säkularen Brautpaare wissen, woher ich komme, dass ich Pfarrerin bin. So entwickeln sich oft spannende Gespräche. Ein Brautpaar, das bei mir säkular geheiratet hat, fand diese Interaktion so schön, dass es seine Kinder kirchlich taufen lassen will. Wenn man positive Erfahrungen macht mit einer Pfarrerin, bekommt man andere Vorstellungen davon, was die Kirche auch noch sein kann.

Warum wünschen kirchenferne Paare überhaupt eine Form von Ritual – und begnügen sich nicht einfach mit der zivilen Trauung und einem Fest?

Freie Trauungen sind eine Möglichkeit für Paare, die – aus welchen Gründen auch immer – nicht kirchlich heiraten wollen, denen das Ritual der Hochzeit aber dennoch wichtig ist. Diese Paare wollen in einer grösseren Feier als auf dem Standesamt Ja zueinander sagen – vor ihren Freunden und ihren Familien, nur eben nicht vor Gott.

Sind die freien Trauungen völlig frei von religiösen Bezügen?

Manche Paare wünschen sich einen Ehesegen oder ein Bibelzitat. Aber die Mehrheit will keine christlichen Inhalte. Sie sagen, es würde sich für sie falsch anfühlen, weil sie gar nicht an Gott glauben. Das finde ich okay.

Und was sagen Sie einem Paar aus Ihrer eigenen Kirchgemeinde, das bei der Trauung das Wort Gott nicht hören möchte?

Damit habe ich Mühe. Ich verstehe, wenn ein Paar sagt, es wolle nicht in jedem Satz «Gott», «Gott», «Gott» hören. Das würde ja auch heissen, dass die Brautleute nicht im Zentrum stünden. Aber wenn jemand explizit keine christlichen Bezüge wollte, dann würde ich fragen: Wieso möchtet ihr überhaupt in der Kirche heiraten? Ich bin als Pfarrerin weder Zeremonienmeisterin noch Alleinunterhalterin. In der Kirche ist es mir wichtig, dass ich die göttliche Dimension erwähnen kann.

Wie sieht Ihre eigene Traumhochzeit aus?

Mein Verlobter und ich wollen übernächstes Jahr heiraten, auch kirchlich.



Irina van Bürck bei einer ihrer Lieblingstätigkeiten: dem Feiern einer Trauung. Die 29-Jährige stammt aus der Region Basel und arbeitet als Pfarrerin im Aargauer Wegenstetertal.

PRIVAT

«Es ist wahnsinnig, wie viel die Paare ausgeben»

Irina van Bürck traut Paare, die kirchlich heiraten – aber auch solche, die nichts von Gott hören wollen. Als junge Pfarrerin in einem säkularen Umfeld sei sie immer wieder mit absurden Situationen konfrontiert, sagt sie im Gespräch mit Simon Hehli

Mein Partner ist Agnostiker, er kann nicht allzu viel mit der Kirche anfangen. Aber er weiss, was es für mich bedeutet. Ich habe immer von einem Fest mit tausend roten Rosen, einer Kutsche und einem Schloss geträumt. Mittlerweile freue ich mich einfach darauf, unsere Liebe feiern zu können, mit Freunden und der Familie. Das ist auch der gemeinsame Nenner der Trauungen, die ich durchführe.

Sonst gibt es keine Gemeinsamkeiten bei den Trauungen?

Es ist unglaublich unterschiedlich! Manche machen die Trauung selbst im kleinen Kreis und das Fest dann mit mehr Leuten, andere machen es genau umgekehrt.

Und die Braut ist immer in Weiss?

Sicher in 95 Prozent der Fälle. Ich habe bisher erst eine Hochzeit erlebt, bei der die Braut schwarz gekleidet war, das Paar kam aus der Gothic-Szene. Der Mythos ist immer noch stark, die Vorstellung, dass die Braut in Weiss in die Kirche läuft, am Arm des Vaters. Und wenn man in ein Brautmodesgeschäft geht, gibt es auch kaum andere Angebote.

Ein weisses Kleid steht ursprünglich für die Jungfräulichkeit.

Das spielt heute keine Rolle mehr. Zumindest nicht in dem Kontext, in dem ich mich bewege. Im freikirchlichen Milieu, wo vorehelicher Sex teilweise verpönt ist, sieht das vielleicht anders aus. Selten kommt es vor, dass eine Braut im Vorgespräch mit mir erwähnt, dass sie nicht wegen der Jungfräulichkeit in Weiss heiratet, sondern weil ihr die Tradition gefalle.

Was sind beliebte Orte für Hochzeiten?

Bei den freien Trauungen wollen die einen auf der Wiese oder in einem Park heiraten, andere wollen in ein Schloss. Ein Trend ist es, im Industrial Chic zu feiern, etwa in ehemaligen Fabrikgebäuden. Bei den kirchlichen Trauungen suchen sich die Leute hübsche Kirchen an schönen Lagen. Wichtig ist, dass es einen breiten Mittelgang gibt, damit die Braut Platz für ihren grossen Auftritt hat. Zudem sollte die Kirche nicht riesig sein, damit sie nicht halb leer erscheint. Die Leute sind bereit, ziemlich weit zu fahren für ihre Hochzeit.

Die Kirche im eigenen Dorf ist keine Option?

Nicht unbedingt, ausser man hat eine sehr enge Bindung zur Pfarrperson im Dorf. Manchmal ist es eine finanzielle Frage. Im Baselbiet beispielsweise darf man theoretisch nur in der eigenen Kirchgemeinde gratis heiraten.

Hochzeiten sind teuer. Wundern Sie sich manchmal, wie viel Geld die Leute ausgeben?

Ja, das ist manchmal schon wahnsinnig. Vor allem, wenn mir Brautpaare erzählen, dass sie bei Angehörigen oder Freunden Geld borgen müssen, um das Fest finanzieren zu können. Ich kann es verstehen, wenn man den Traum von diesem einen grossen Tag hat. Aber man könnte mit dem Geld so viel anderes anstellen, etwa zu zweit wochenlang reisen gehen.

Zehntausende Franken aufwerfen für ein paar Stunden Feiern: Ist das nicht auch ziemlich unreformiert?

Vielleicht. Aber nicht unbedingt unchristlich. Jesus hat gerne Feste gefeiert. Ich glaube, er wäre voll dabei, wenn man ein rauschendes Fest feiert, bei dem die Liebe im Vordergrund steht.

Man heiratet mit grossem Pomp, doch 40 Prozent lassen sich scheiden. Ertauben Sie sich manchmal beim Gedanken: «Ihr werdet bald nicht mehr so glücklich sein»?

Nein, ich hoffe, ich werde nie so zynisch. Ich glaube daran, dass die Liebe die stärkste Kraft überhaupt ist. Wenn ich Paare traue, bin ich überzeugt, dass ihre Ehe überdauert. Aber es braucht natürlich viel Arbeit, um auch schwierige Phasen zu überstehen. Beziehungen sind keine Selbstläufer.

Könnte die Kirche mehr dazu beitragen, dass Paare nicht nur heiraten, sondern auch zusammenbleiben?

Wir sind keine Paartherapeuten. Aber in der Seelsorge können wir einiges machen. Wenn ein Paar Konflikte hat, tut es gut, wenn eine neutrale Person von

aussen zuhören und vermitteln kann. Ich habe in meiner Kirchgemeinde auch schon solche Anfragen bekommen.

Könnte die Kirche nicht auch ein Scheidungsritual anbieten, wenn eine Ehe zerbricht?

Ich fände das durchaus eine Option, über die wir nachdenken könnten. Es würde sich ein Ritual im kleinen Kreis anbieten. So könnten die beiden Partner auf die gemeinsame Zeit zurückschauen und das würdigen, was war. Es geht dabei auch um Vergebung – ein christliches Kernthema.

Seit dem 1. Juli gilt in der Schweiz die Ehe für alle. Würden Sie homosexuelle Paare trauen?

Sofort, das fände ich super! Bisher habe ich leider keine Anfrage bekommen.

Haben Sie verstanden, dass manche reformierte Pfarrer sich gegen die Ehe für alle aussprachen?

Nein, überhaupt nicht. Es gibt keine theologische Basis, um die Homosexualität abzulehnen. Ich habe ein Bild von Gott als Kraft der Liebe. Er würde sich niemals dagegenstellen, dass zwei Menschen, die sich gern haben, ja zueinander sagen – für gute und schlechte Zeiten.

Sie sind im Grossraum Basel aufgewachsen, in einer stark säkularisierten Gegend. Dennoch sind Sie Pfarrerin geworden. Wie hat Ihr Umfeld reagiert?

Meine Familie und meine alten Freundinnen und Freunde konnten meinen Weg gut nachvollziehen und haben mich dabei zu 100 Prozent unterstützt. Mein Vater ist reformiert, ich bin aber zuerst

«Die Kirche hat einen riesigen Pool an Freiwilligen, das könnte der Sozialstaat niemals ersetzen.»

katholisch aufgewachsen, weil meine Mutter katholisch war. Wir sind konvertiert, als ich neun war. Ich besuchte die Sonntagsschule, und als Familie gingen wir an Ostern und Weihnachten in die Kirche. Leute, die ich erst später kennengelernt habe, waren aber oft sehr irritiert über mein Studium und meinen Beruf.

Was bekamen Sie da zu hören?

Es ist in unserer Gesellschaft offenbar völlig exotisch, dass jemand gläubig ist und Pfarrer werden will. Wenn ich im Ausgang in einer Tischrunde sagte, ich studierte Theologie, dann prasselten Fragen auf mich ein. Da musste ich immer wieder schmunzeln. Sie wollten wissen, ob ich den ganzen Tag im Talar herumlaufen und zu bestimmten Zeiten beten müsse. Ob ich Alkohol trinken dürfe. Ob ich Horrorfilme schauen dürfe. Ob ich Sex vor der Ehe haben und heiraten dürfe.

Eine Mischung aus Unwissen und Faszination.

Ich merke bei Gesprächen mit vermeintlich völlig säkularen Leuten, dass sie durchaus an etwas glauben. Sie nennen es einfach nicht «Gott», sondern eine «höhere Macht», weil sie mit der Institution Kirche Mühe haben. Die Spiritualität treibt viele um. Oft haben sich aus den irritierten Fragen intensive, tiefgründige Gespräche entwickelt.

Ist es nur ein Klischee, dass jene, die heute noch den Pfarrberuf anstreben, eher aus frommen, freikirchennahen Kreisen kommen?

Bei mir im Studium waren Leute mit einem moderneren Glaubensverständnis in der Mehrheit. Aber es gab natürlich auch die anderen. Mein Hund ist superängstlich, deshalb besuchte ich mit ihm eine Kinesiologin. Als ich das auf einem Ausflug der Uni erwähnte, wurde ich gefragt, warum ich gemeinsame Sache mit dem Teufel mache. Auch nach langen Gesprächen haben wir in dieser Thematik keinen gemeinsamen Nenner gefunden ...

Sie sind jetzt Pfarrerin in einer ländlichen, eher konservativen Gegend. Finden Sie einen Draht zu den Menschen dort?

Das müsste man die Leute im Wegestertal fragen (lacht). Aber ich glaube schon, dass es mir gelingt. Viele hat es gefreut, dass eine dynamische Pfarrerin in die Kirchgemeinde gekommen ist. Dass ich jung und eine Frau bin, hilft mir.

Der Dorfpfarrer wohnte früher selbstverständlich im Pfarrhaus vor Ort. Sie leben weiterhin in Basel. Ist das kein Problem?

Die Gemeinde hätte es sich vielleicht schon anders gewünscht. Für mich hat es den Vorteil, dass ich mich besser vom Beruf abgrenzen kann. Und mein Verlobter, der in Wien aufgewachsen ist, empfindet schon Basel als «ländlich». Wirklich aufs Land zu ziehen, wäre für ihn keine Option gewesen. Aber ich versuche natürlich, möglichst oft im Dorf präsent zu sein. Ich bin zu den Bürozeiten anwesend, gehe auch mal dort einkaufen.

Wie viele Leute kommen bei Ihnen zu einem normalen Gottesdienst?

Etwa 15. Vor allem ältere Leute.

Keine Familien mit Kindern?

Sehr selten. Sogar an Ostern, als wir einen Familiengottesdienst hatten, kam nur eine Familie.

Ist das nicht deprimierend?

Ich frage mich manchmal, ob sich die sehr aufwendige Vorbereitung eines Gottesdienstes für 15 Personen rein wirtschaftlich gesehen lohnt. Aber die paar Leute, die in den Gottesdienst kommen, schätzen die Predigt sehr. Vielleicht wäre es für die Zukunft sinnvoll, gewisse Gottesdienste mit den Katholiken und den Christkatholiken oder benachbarten reformierten Gemeinden gemeinsam zu feiern. Dann würden mehr Ressourcen frei, um jenen etwas anzubieten, die sich durch den klassischen Sonntagsgottesdienst nicht mehr angesprochen fühlen.

Etwa Yogastunden, wie es sie in manchen Kirchgemeinden gibt?

Das ist schon eine Möglichkeit, wir haben das kürzlich diskutiert. Es existiert eine christliche Form von Yoga. Dabei werden die körperlichen Übungen mit der Reflexion von Bibelstellen verbunden.

Läuft die Kirche nicht Gefahr, in der Beliebtheit zu versinken? Man liest sogar von Pfarrerinnen, die nicht mehr an einen personalen Gott glauben.

Wenn wir nicht mehr sagen, dass wir an Gott glauben – was vertreten wir dann noch? Für mich ist die Kernbotschaft des Evangeliums, dass Gott alle Menschen bedingungslos liebt, so, wie sie sind. Die Kirche schafft Gemeinschaft in einer Zeit, in der durch die starke Individualisierung viele einsam sind. Die Frage ist, wie wir diese Inhalte heute so vermitteln, dass wir die Leute in ihrer jeweiligen Lebenswelt abholen.

Genau das gelingt ja der Kirche immer weniger. Vor allem am Nachwuchs fehlt es.

Wir müssen einen packenden Religionsunterricht anbieten, damit schon die Kinder sich in der Kirche wohl fühlen und ein positives Bild von ihr bekommen. Auch die Zeit nach der Konfirmation ist essenziell, da verlieren wir viele Jugendliche. Sie haben ganz viele alternative Angebote, Musik, Sport und so weiter. Es ist auch das Alter, in dem viele ihren ersten Lohn bekommen – und austreten, weil sie keine Kirchensteuer bezahlen wollen. Gerade dann müssten wir den Jugendlichen zeigen können, warum die Kirche für sie, aber auch für die Gesellschaft wichtig ist.

Woran scheiterte das bisher?

Wir sind schlecht im Marketing. Kaum jemand weiss, wie gross das soziale Engagement der Kirche ist. Sie hat einen riesigen Pool an Freiwilligen, das könnte der Sozialstaat niemals ersetzen. Aber wir stecken in einem Teufelskreis. Weil immer mehr Leute austreten, haben wir weniger Geld zur Verfügung – und können dadurch weniger Angebote für die Gesellschaft machen. Ich würde in meiner Gemeinde gerne eine kirchliche Jugendarbeit aufbauen. Aber dafür hat es in meinem 80-Prozent-Pensum kaum noch Platz.

Haben Sie Angst um Ihre eigene berufliche Zukunft?

Ich diskutiere mit Pfarrkolleginnen im gleichen Alter immer wieder darüber, ob es unseren Beruf in dreissig Jahren noch gibt. Aber momentan liebe ich das, was ich tue. Pfarrerin ist der schönste und vielseitigste Job der Welt!

Die Leiden des nicht mehr ganz so jungen Wermuth

Cédric Wermuth darf für eine weitere Legislatur als Nationalrat kandidieren

DAVID BINER, BERN

Als junger Nationalrat wollte er angeblich nach der ersten Legislatur schon hinschmeissen. Heute ist er Co-Präsident der zweitgrössten Partei im Land. Cédric Wermuth, inzwischen 36 Jahre mitteljung, sprach jüngst auffallend offen über den Cédric Wermuth von vor zehn Jahren. «Vielleicht wäre ich mit dem jungen Cédric Wermuth nicht befreundet», sagte er in einem Interview mit der «Aargauer Zeitung».

Wenn Politiker von sich in der dritten Person sprechen, sollte man stutzig werden. Sie haben dann entweder sich selbst verloren oder sind Adolf Ogi. Und weil es nur einen Adolf Ogi gibt und auch nur einen Cédric Wermuth, und dieser am Rande von Kommissions-sitzungen ganz leutselig Kaffee serviert und dazu gut gelaunt scheint, fragt man sich schon: Was führen Sie im Schild, Cédric Wermuth?

Am Dienstagabend war Wermuth auf das Wohlwollen der Delegierten der SP Aargau angewiesen. Zwei Drittel der Stimmen waren nötig, damit er für eine weitere, eine vierte Legislatur als Nationalrat kandidieren kann. Der entsprechende Antrag wurde einstimmig gutgeheissen. Die Kantonalpartei hätte ihrem Zugpferd die Lockerung der Amtszeitbeschränkung ohnehin zugestanden, auch ohne Seelenstriptease. Schliesslich geht es um: Cédric Wermuth.

«Oft arrogant, oft ein Macho»

In der Politik geht es um Sitze, um Einfluss also, es geht um Macht. Natürlich und vor allem auch bei den Sozialdemokraten. Cédric Wermuth hat früh und sehr schnell begriffen, wie dieses Spiel funktioniert und was er tun muss, damit er gewinnt. Als Juso-Präsident hat er die Mutterpartei so lange vor sich hergetrieben, bis diese ihn integrieren und

die Überwindung des Kapitalismus sowie die Abschaffung der Armee im Parteiprogramm verbriefen musste.

Wermuth steht nach wie vor zu diesen Punkten. Und wenn er sagt, dass er heute «gesünder» und «selbstkritischer» geworden ist, geht er damit nicht auf kritische Distanz zu seiner Zeit als Hausbesitzer oder öffentlicher Gelegenheitskiffer. Was ihn an seinem jüngeren Ich stört, ist seine damalige Männlichkeit. «Ich war wie die meisten jungen Männer: oft arrogant, oft ein Macho.» Mit dieser – heute würde man sagen – toxischen Art habe er viele Menschen verletzt, «gerade auch Frauen».

Natürlich verbirgt sich im Leiden des nicht ganz mehr so jungen Wermuth auch politisches Kalkül. Wenn vermeint-



«Als Mann muss ich nicht alles können.»

Cédric Wermuth
SP-Co-Präsident

lich starke SP-Männer über vermeintlich echte Gefühle sprechen, kommt das gut an, vor allem bei den Frauen. Seit einem Interview mit elleXX, einem Medienportal von Frauen für Frauen, weiss das auch Cédric Wermuth. Hier sprach er offen über sein wachsendes Wohlstandsbüchlein, den stressigen Alltag als Vater, sein Image als «Posterboy der SP», über die Bürde der Bekanntheit: «Ich kann an einem Strassenfest nicht einfach betrunken an einen Laternenpfahl pinkeln. Das steht am nächsten Tag ja in allen Zeitungen.»

Er habe selten so viele positive Reaktionen erhalten, sagt Wermuth rückblickend. Und es sei befreiend, die ge-

ellschaftlich immer noch zementierten Geschlechterrollen infrage zu stellen. «Als Mann muss ich nicht alles können, ich muss nicht immer stark sein», sagt er auch im Hinblick auf die Arbeitsteilung im Parteipräsidium. Selbst bürgerliche Parlamentarier hätten ihm schon gesagt, dass sie ihn um die Co-Lösung mit Mattea Meyer benedeten.

SP-Männer werden abgewählt

Die Vereinbarkeit von Politik und Familie ist nicht nur ein Thema bei den Linken. Marcel Dettling von der SVP wie auch Philippe Nantermod von der FDP wird nachgesagt, dass sie ihre Ambitionen auf vakante Parteipräsidenzien wegen des politischen Work-Life-Wackelbretts zurückgeschraubt haben. Im Gegensatz zu Wermuth bäumt man sich bei den Bürgerlichen aber nicht öffentlich gegen die eigene Mannhaftigkeit auf.

Die Entgiftungskur des toxischen jungen Wermuth hat auch einen parteipolitischen Hintergrund. Die SP hat ein Männerproblem, weil der weibliche Anteil ihrer Wählerschaft deutlich höher ist als der männliche. Er habe das Gefühl, «dass man als Mann in der SP doppelt so viel leisten muss», sagte der Zürcher Gemeinderat Urs Helfenstein nach seiner überraschenden Abwahl im vergangenen Februar. Der SP-Mann als Opfer? Auf den 31 Parlamentssitzen, die die Partei in den zwei Jahren zuvor bei kantonalen Wahlen verloren hatte, sass einst 30 Männer.

Mit seinen Confessiones zählt sich Wermuth zur Übergangsgeneration, irgendwo zwischen Christian Levrat, Alain Berset und dem neuen Juso-Präsidenten Nicola Siegrist. Dieser sagte nach seiner Wahl im Juni: «Wir werden ausprobieren müssen, wie das funktioniert, wenn ein Mann der feministischen Jungpartei Juso vorsteht.» In zehn Jahren weiss er es bestimmt.

Übernimmt das frühere Power-Duo der Waadt nun im Ständerat?

Die Grüne Adèle Thorens tritt nicht mehr an – der Kampf um ihren Sitz ist lanciert

ANTONIO FUMAGALLI, LAUSANNE

Das Gerücht kursierte im Bundeshaus schon seit Monaten, am Dienstagmittag hat Adèle Thorens schliesslich die Katze aus dem Sack gelassen: Es sei an der Zeit, «ein neues Kapitel im Leben zu öffnen», schrieb die 50-jährige Ständerätin und ehemalige Co-Präsidentin der Grünen in einem Communiqué. Will heissen: Sie tritt bei den Wahlen von Herbst 2023 nicht mehr an.

Dass sich eine Ständerätin oder ein Ständerat nach lediglich einer Amtszeit zurückzieht, ist ungewöhnlich – umso mehr in einem Alter, in dem eine Mehrheit der Ratskollegen noch nicht einmal gewählt war. Tut sie es aus Angst davor, dass der Gewerkschaftsboss Pierre-Yves Maillard, den die SP Waadt Ende Juni als Kandidaten ausserkoren hat, sie austreten könnte? Thorens winkt ab. Die Entscheidung sei schon seit langem gereift und habe mit der sozialdemokratischen Agenda «rein gar nichts zu tun», sagt sie. In ihren Schilderungen findet der Rückzug seinen Ursprung ironischerweise am Tag ihrer Wahl.

Auf der Erfolgswelle

Kaum jemand hat 2019 nämlich damit gerechnet, dass die ehemalige WWF-Vertreterin den Sprung ins Stöckli schaffen würde – auch sie selbst nicht. Weil sie zu jenem Zeitpunkt bereits drei Legislaturen im Nationalrat absolviert hatte, wollte sie noch maximal eine weitere anhängen. So der Plan, bevor die grüne Welle über die Schweiz schwappte. Angesichts der neuen Ausgangslage habe

sie sich die Sache doch nochmals durch den Kopf gehen lassen, sei aber zum Schluss gekommen, dass 2023 der richtige Zeitpunkt sei, die Politikkarriere an den Nagel zu hängen, sagt sie.

In der Tat reitet die Öko-Partei auf einer Erfolgswelle und verfügt über vielversprechendes Nachwuchspersonal. Dennoch bereitet der frühe Rückzug den Grünen nun Kopfzerbrechen. Was für Thorens gegolten hätte, gilt erst recht für jede neu antretende Person: Wer will es sich antun, an der Seite Maillards anzutreten – im Wissen, dass der SP-Mann an der Urne stets Glanzresultate erzielte und der zweite Ständeratssitz seit 2015 in bürgerlicher Hand ist? Zwei Namen stehen bei der Kandidaten-Diskussion hervor: Léonore Porchet und Sophie Michaud Gigon, beide seit 2019 Nationalrätinnen. Dass die Grünen angesichts der (mutmasslich) männlichen Kandidaturen anderer Parteien eine Frau ins Rennen schicken, ist so gut wie sicher.

Die erst 33-jährige Porchet hat eine politische Blitzkarriere hingelegt. Sowohl im Lausanner Stadt- wie im Waadtländer Kantonsrat sass sie nur gerade je zwei Jahre, bevor sie ins nächste Amt gewählt wurde. Zudem übernimmt sie im September die Co-Leitung eines Comic-Festivals. «Der Zeitpunkt für eine Ständeratskandidatur ist deshalb nicht ideal. Aber ich werde mir, zusammen mit meiner Partei, Gedanken dazu machen», sagt sie.

Der Fokus richtet sich also notabene auf Michaud Gigon, die als Direktorin des Westschweizer Konsumentenschutzes (FRC) überparteiliche Akzeptanz geniesst und bei den Wahlen 2019 das beste Resultat aller Grünen machte. Auch sie

will sich aber noch nicht auf die Äste hinauslassen. Dass ihr Name die Runde mache, empfinde sie als Wertschätzung für ihre Arbeit, sagt sie auf Anfrage. Sie wolle sich nun aber zuerst mit den Grünen austauschen, «um die für die Partei und mich beste Strategie zu wählen». Erste Gespräche finden bereits diese Woche statt.

Die Grünen und die SP erhoffen sich ein Szenario wie zwischen 2007 und 2015, als sie im Ständerat je einen Sitz innehatten. Doch das ist unwahrscheinlich. Zum heutigen Tag deutlich plausibler scheint, dass die Wahllokomotive Maillard den SP-Sitz auf Kosten der Grünen zurückerobert kann – und sich dann wohl wieder den Vorwurf anhören muss, ein «Ladykiller» zu sein.

Broulis schweigt

Einiges wird allerdings davon abhängen, wen die FDP ins Rennen schickt. Der Amtsinhaber Olivier François sagt, dass er «wohl im Oktober» entscheide, ob er nochmals antrete. Tut er es nicht, richten sich alle Augen auf einen Mann, den die Waadtländer Öffentlichkeit seit Jahrzehnten kennt: Pascal Broulis, zwanzig Jahre lang Finanzvorsteher des grössten Westschweizer Kantons. Broulis äussert sich derzeit nicht. Trotz der Polemik rund um die umstrittenen, strafrechtlich aber ad acta gelegten Russlandreisen wären seine Wahlchancen intakt. Für die Waadt wäre es eine Rückkehr in Zeiten, als Broulis und Maillard in der Kantonsregierung dermassen den Ton angaben, dass man dem Duo sogar einen Übernamen ersann: Brouillard und Malice (auf Deutsch: Nebel und Schalkhaftigkeit).